



ERIC WREDE

THE END

Das Buch vom Tod

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Unter www.heyne-encore.de finden Sie das komplette Encore-Programm.

Weitere News unter www.heyne-encore.de/facebook



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2018 by Eric Wrede
Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Loel Zwecker
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign
Bild auf Rückseite und Klappen: Erik Weiss
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN: 978-3-453-27181-4

Für Manfred Timm und Gundula Kassem

Inhalt

Prolog	Mein Testament	9
1. Kapitel	I Fought The Law	13
2. Kapitel	21 Gramm	33
	<i>Interview: Clemens Schick über das Abschiednehmen</i>	44
3. Kapitel	Schickt mir die Post schon ins Spital.	49
	<i>Interview: Henning Wehland über den Tod seiner Mutter.</i>	64
4. Kapitel	Keep Me In Your Heart.	69
5. Kapitel	London Bridge Is Down	83
	<i>Interview: Madeleine Wehle über sprachlose Trauer. .</i>	98
6. Kapitel	Behind Blue Eyes	105
7. Kapitel	Der, die, das	113
	<i>Interview: Judith Holofernes über trauernde Kinder. .</i>	122
8. Kapitel	Cemetery Gates	127

9. Kapitel	Tanzen auch auf Gräbern.	145
	<i>Interview: Flake über seine Beerdigung.</i>	154
10. Kapitel	Shine On You Crazy Diamond	157
	<i>Interview: Sebastian Fitzek über Opfer</i> <i>und Trauernde.</i>	163
11. Kapitel	Let It Be.	167
	Danksagung	173
	Anhang	175

Prolog

Mein Testament

Ich, Eric Wrede, geboren am 15. Juli 1980 in Rostock, setze hiermit:

= sollte ich Kinder haben, diese als Alleinerben ein.

= sollte ich keine Kinder haben, meine Mutter, sollte die nicht mehr leben, meine Schwester als Alleinerbin ein. Alle weiteren sollen maximal einen gesetzlichen Pflichtteil erhalten.

1. Bestattung

Für meine Beisetzung existiert eine Sterbegeldversicherung in Höhe von 10.000 Euro. Meine Beisetzung soll in einem Sarg auf dem Domfriedhof in der Liesenstraße in Berlin stattfinden.

Ich möchte, dass niemand auf meiner Trauerfeier spricht.

Zur Begrüßung soll »I'm Not Like Everybody Else« von The Kinks laufen.

Ich wünsche mir einen Film, basierend auf schönen Fotos aus Facebook.

Ich möchte vor allem Fotos, auf denen ich mit Freunden zu sehen bin.

Zum Film sollen folgende Songs gespielt werden: 1) The Verve – »Lucky Man«, 2) John Cale – »I Keep a Close Watch«.

Sofern gewünscht, soll es vorher eine Aufbahrung geben.

Auf meinem Grabstein soll stehen: »E. W. Ich hab gelebt.«

Meine Beerdigung sollen Marc Feldmann und Juri Denecke organisieren.

2. Unternehmen

Sollte *lebensnah*-Bestattungen noch existieren, dann soll der am längsten angestellte Mitarbeiter, der auch Bestatter ist, zum Geschäftsführer ernannt werden.

Sollte es weitere Unternehmen geben, so ist dort genauso zu verfahren. Ausnahme ist, wenn ich schon zu Lebzeiten einen Geschäftsführer eingesetzt habe.

10 Prozent aller Unternehmensgewinne sollen jährlich an das Tierheim Berlin gespendet werden.

3. Tiere

Sollte ich zum Zeitpunkt meines Todes ein oder mehrere Tiere besitzen, so soll der Alleinerbe das Tier haben und pflegen. Sollte er dazu nicht in der Lage sein, so soll er einen Dritten benennen, der aus dem laufenden Geschäftsbetrieb meiner Unternehmen 200 Euro pro Tier und Monat erhält.

4. Musik

Ich möchte, dass sich alle interessierten Freunde aus meiner Schallplattensammlung jene Alben nehmen, welche in ihrer Sammlung fehlen.

Sollte eine dieser Anordnungen unwirksam sein, so bleiben alle anderen Anordnungen gleichwohl wirksam.

Eric Wrede

Berlin, 1. August 2017

1. Kapitel

I Fought The Law

Waren Sie schon einmal mitten in der Nacht auf einem Friedhof und haben versucht, eine Urne auszubuddeln? Nein? Ich hatte das auch nicht in meiner Lebensplanung vorgesehen. Selbst dann nicht, als ich mich nach langen Überlegungen dazu entschlossen hatte, mit Anfang dreißig Bestatter und Trauerbegleiter zu werden. Und doch stand ich in jener Nacht mit einer Stirnlampe, einer kleinen Gartenschaufel und einem großen Rucksack vor einer Berliner Friedhofsmauer und versuchte, meinen langen Körper so geräuschlos wie möglich über das Hindernis zu wuchten, um ein Grab auszuheben. Wie zur Hölle war ich nur hierhergekommen?

Bevor ich mich dazu entschloss, Bestatter zu werden, war ich Musikmanager. In die Branche war ich durch diverse Zufälle gestolpert. Es war nie mein erklärtes Ziel gewesen, für ein Label zu arbeiten. Während meines Studiums jobbte ich nebenher in einem Berliner Plattenladen, nachts legte ich manchmal als DJ auf. Mit einem Bekannten sprach ich irgendwann über die von

mir verehrten, aber in Deutschland noch recht unbekannten The Killers. Dass man die hierzulande noch nicht anständig bekannt gemacht hatte, empfand ich Großmaul und Musik-Nerd als klaren Beweis dafür, wie mies es um die deutsche Plattenindustrie bestellt war. Mein Bekannter sagte: »Du hast eine große Klappe. Komm doch mal mit und sag das meinen Freunden, die machen sich gerade selbstständig.« Also besuchte ich die Jungs von Motor Music, und die boten mir anschließend einen Job an.

Ich war in meinen Zwanzigern, arbeitete mit coolen Musikern zusammen und verdiente mehr Geld, als ich es mir zu Studentenzeiten je erträumt hatte. In Berlin hat man damit eigentlich den Gipfel erreicht. Es war ein toller Job. Aber ich hatte ihn nie bewusst ausgesucht, er war mir einfach so zugeflogen. Und als ich mir wie fast jeder andere mit Anfang dreißig die Frage stellte, ob mich mein Leben wirklich glücklich machte, dachte ich über meinen Job nach. Und dass ich doch eigentlich tief im Inneren auf der Suche nach einer echten Berufung war. Der Stein im Schuh drückte, aber ich wusste noch nicht, wie ich ihn ausschütteln konnte.

Ich begann, Listen zu erstellen. Mit Antworten auf Fragen wie »Was brauche ich?« oder »Was will ich?«. Am Ende stand da unter anderem: »Ich will mich um Menschen kümmern«, »Ich will dafür anständig bezahlt werden« und »Ich möchte Prozesse abschließen«. Das war eines meiner großen Probleme mit einem Job in der Musik- oder Medienbranche: Man hat nie das Gefühl, Dinge wirklich zu beenden. Ich dachte nach. Sollte ich anfangen, Psychologie zu studieren? Eine Schreiner Ausbildung beginnen oder Möbelrestaurator werden? Wirklich richtig fühlte sich das alles nicht an.

2010 besuchte ich Freunde in Mönchengladbach. Gemeinsam gingen wir zu einer Tattoo-Convention. Ich wollte eigentlich erst am Montag wieder zurück nach Berlin fahren, setzte mich dann aber doch schon am Sonntag ins Auto und gab Gas. Ich schaltete das Radio ein, suchte irgendwas Entspanntes und blieb bei WDR 3 hängen. Im Kulturradio lief ein Interview mit Fritz Roth, einem Pionier der alternativen Bestattungsszene in Deutschland. Ich hatte noch nie von ihm gehört. Er erzählte von seiner Ausbildung zum Trauerpädagogen, seiner Trauerakademie »Haus der menschlichen Begegnung« und dem von ihm gegründeten ersten privaten Friedhof in Deutschland. Seine Aussagen über seine Motivation und seinen Beruf trafen mich wie ein Schlag. Das war genau das, was ich mir auf meine Listen geschrieben hatte! Die Bestattungsbranche, so Roth, sei sehr verschlossen und unmodern. Sie brauche dringend jüngere Kräfte, die mit neuen Ideen das bestehende kochtrockene Gewerbe aufbrechen. Für mich war dieses Interview ein Erweckungserlebnis, mitten auf der A2. Ich steuerte eine Raststätte an und musste mich erst mal sammeln. Bestatter also. *What the fuck?* Das würde mir doch niemand abnehmen.

Was faszinierte mich so an diesem Job? Bis dato hatte der Tod in meinem Leben so gut wie keine Rolle gespielt. Eine ferne Oma und ein noch fernerer Onkel waren gestorben, aber diese Todesfälle hatten mich nicht wirklich berührt. Ich ging recht naiv an die ganze Thematik heran. Was mich an Roths Interview so begeistert hatte, waren seine Erzählungen über einen Beruf, bei dem man Menschen in Extremsituationen betreut und ihnen dabei hilft, Verluste durchzustehen und zu verarbeiten. Das wollte ich auch machen.

In den Wochen nach dem Interview googelte ich mich ein wenig schlauer über diese mir gänzlich unbekannte Branche, informierte mich über die Ausbildung, die verschiedenen Angebote und sammelte virtuelle Erfahrungen. Mit jeder Suche fand ich das Ganze noch etwas abstoßender. Es gab so vieles, was es zu verändern galt, so vieles, was ich verändern wollte. Das System in seiner bestehenden Form gefiel mir ganz und gar nicht. Die Idee, ein eigenes Bestattungsinstitut aufzumachen, existierte zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Mein Plan sah vor, zunächst einmal echte Erfahrungen in einem Bestattungshaus zu sammeln, mich hochzuarbeiten, um vielleicht in ferner Zukunft eine eigene Filiale zu übernehmen. Ich wollte das System in kleinen Schritten bearbeiten. Aber zunächst mal waren das nur Pläne. Ich setzte sie erst in die Tat um, als mir das Schicksal einen ordentlichen Schlag auf den Hinterkopf verpasste. Ein guter Freund von mir war krank geworden. Todkrank. Zu verstehen, dass dieser Mensch sehr bald sterben würde, machte mich fertig. Auch, weil ich realisierte, dass so etwas auch mit mir geschehen könnte.

Worauf wartest du eigentlich, fragte ich mich selbst, als ich den ersten Schock über die Krebsdiagnose meines Freundes verdaut hatte. Darauf, dass auch du bald dran bist? Was soll denn schon passieren, wenn du deinen Job endgültig hinschmeißt und dein Leben umkrepelst? Im schlimmsten Fall landest du wieder hinter irgendeiner Theke. Im Frühjahr 2013 gab ich meinen Job als Musikmanager auf, um ein Praktikum in einem Bestattungshaus zu beginnen. Natürlich unbezahlt. Ich zog aus meiner großen schönen Wohnung aus und in eine kleinere und weniger schöne ein. Und fing an, in einem veganen Café zu jobben. Ich meinte es wirklich ernst.

Es war gar nicht so einfach gewesen, ein Bestattungshaus zu finden, das mich a) überhaupt als Praktikant beschäftigen wollte und b) meinen Vorstellungen von einem klassischen Institut entsprach, das noch alle für eine Bestattung notwendigen Handlungsschritte selbst übernahm. Jeden Morgen stand ich jetzt vor dem Spiegel, um meine dunkle Krawatte akkurat zu binden, meine Tattoos zu verstecken und jenen pastoralen Gesichtsausdruck einzustudieren, der dem Gegenüber gleichzeitig Seriosität und Mitleid suggerieren sollte. Eine unangenehme Mischung, aber ich war Lehrling und wollte nicht auffallen. So aufmerksam wie möglich sog ich sämtliche Eindrücke meiner neuen Tätigkeit in mich auf und notierte sie abends in ein kleines Notizbuch. Wie ein kleiner Günter Wallraff. Ich wollte verstehen, wie dieser Beruf funktioniert, wie in einem klassischen Bestattungshaus mit den Verstorbenen und aber auch mit den Angehörigen umgegangen wird. Ich wollte einen Blick hinter die Kulissen dieses Gewerbes werfen, das doch jeder kennt, von dem aber fast niemand weiß, wie es wirklich funktioniert.

Vier Wochen nach meinem Praktikumsbeginn machte ich mich mit Stirnlampe, Schaufel und Rucksack mitten in der Nacht auf dem Weg zum Friedhof, um gegen eine ganze Reihe Regeln und Konventionen zu verstoßen, weil ich Menschen dabei helfen wollte, anständig Abschied zu nehmen. Dass ich meinen Job in der Musikindustrie aufgegeben hatte, um stattdessen Bestatter zu werden, hatte sich natürlich längst in meinem Bekanntenkreis herumgesprochen. Eines Tages hatte sich ein Freund bei mir gemeldet: »Eric, die Frau eines Freundes ist gestorben. Kannst du helfen?« Natürlich wollte ich das können. Meinem Praktikumsbetrieb sagte ich: »Da ist jemand gestorben, aber die kommen nur zu uns, wenn ich das selber mache.«

Glatt gelogen, aber sei's drum, ich übernahm meinen ersten Fall.

In den Gesprächen mit den Angehörigen stellte ich fest, dass sich die Familie nichts sehnlicher wünschte, als die Urne der Verstorbenen zu Hause aufzubewahren. Unerfahren (und unerschrocken) wie ich war, sagte ich: »Kein Problem, wir setzen die Urne auf dem Friedhof bei und buddeln sie danach einfach wieder aus. Das merkt schon keiner.« Was hatte mich nur geritten? Nicht nur, dass die Familie davon ausging, dass ich derjenige sein würde, der des Nachts seine Schaufel in ein frisches Grab stechen würde, besagter Friedhof liegt auch noch direkt neben einer Polizeistation. Ein Bestatter, ein Wort. Kurz vor Mitternacht nahm ich meine dunkle Aufgabe in Angriff.

Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn mich jemand dabei erwischt hätte. Während ich mit meinen Händen immer tiefer grub – so eine Urnengruft ist achtzig Zentimeter tief, und wer es mir nachtun möchte, dem sei gesagt, dass eine Blumenschaufel dafür ziemlich ungeeignet ist –, sah ich die Schlagzeilen schon vor mir: »Bestatter-Praktikant beim Klauen einer Urne erwischt!« Im Idealfall noch mit Beweisvideo für einen viralen Spitzenreiter in der Kategorie: »Die dämlichsten Typen des Jahres«.

Doch niemand bemerkte mich. Niemand beobachtete, wie ich endlich die Urne in den Händen hielt, das Loch wieder zuschaufelte, über die Mauer kletterte und mir mit zittrigen Händen erst mal eine Zigarette ansteckte. Gott sei Dank war auch niemand dabei, als ich feststellte, dass ich die falsche Urne ausgegraben hatte. Vor Wut und Ärger schossen mir die Tränen in die Augen. Ich war der schlechteste Kriminelle der Welt. Noch einmal kletterte ich über die Mauer, noch einmal schürfte ich

mir die Handgelenke an der Erde auf, noch einmal klaute ich eine Urne. Der Schein meiner Stirnlampe bestätigte mir: Diesmal hatte ich das richtige Grab erwischt. Fix und fertig kam ich wieder nach Hause, in meinem Rucksack die Urne mit der Asche der verstorbenen Frau. *I fought the law.*

Ich lernte eine Menge während meines Praktikums. Ich bekam Einblick in ein Geschäft, das durchsetzt ist von Vorschriften und Regeln, von fehlender Menschlichkeit und vom Streben nach Gewinnmaximierung; das sich als rein technischer Dienstleister für die Bestattung sieht und trauernde Angehörige uninformatiert, aber um einiges ärmer zurücklässt. Ich lernte ein System kennen, in dem das Bedürfnis nach Zeit und Ruhe zum Trauern nicht berücksichtigt wird. Bestatter haben sich in Deutschland den Ruf von Schlüsselnotdiensten erworben. Man meldet sich nicht gerne bei ihnen (und auch nicht häufig – die Deutschen haben es im Schnitt alle achtzehn Jahre mit dem Tod eines nahestehenden Menschen zu tun) –, und wenn man es tut, dann ist einem bewusst, dass man sehr viel Geld für eine Dienstleistung zahlen wird, weil einem sonst keiner akut helfen kann. Und mir wurde klar, wie es generell um die Trauerkultur in diesem Land bestellt ist. Welche Fortschritte wir gemacht haben, und wo die Probleme liegen.

Ein Fallbeispiel. So oder ähnlich läuft es tagtäglich in Deutschland ab. Nennen wir unsere Familie »Familie Schulze«. Großmutter Schulze ist mit vierundachtzig Jahren in einem Pflegeheim verstorben. Ihre Angehörigen hatten nicht die Zeit und die Energie, Oma zu Hause zu pflegen, aber sie waren so oft wie möglich bei ihr. Mehrmals hat das Pflegeheim in Oma Schulzes letzten Monaten geraten, den Kontakt eines Bestatters zu hinterlegen, nur für den Fall der Fälle, aber an diesen Fall